Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 10

Artikel: Am Gletscherbach
Autor: Jehli, Joh. Jak.
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-667256

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

warf nur einen vielsagenden Blick nach oben und fing sofort an zu arbeiten. Mit dem Bindfaden zog er ein Seil hinüber, mit dem Seil einen Balken, und damit war die Brücke geschlagen, von der aus das Werk der übrigen beginnen konnte.

Am Abend führten sie ihn ans Land, und dort hörte er, daß seine Beförderung zur Tatsache geworden sei; die Untersuchung gegen ihn hatte so wenig Anhaltspunkte ergeben, daß der Kommissar sie fallen ließ, ohne ihn erst zu vernehmen. Als man Bob zu Grabe trug, ging er mit. Ein Fischer, dem sein in sich versunkenes Wesen auffiel, fragte ihn: „Das war wohl eine lange Nacht da draußen?"

„Nein", sagte Bill, „aber ein langer Morgen."

Spatenrecht.

Sie standen zusammen auf hohem Deich.
Sie schauten hinab in der Wellen Reich,
Blondbärtige, stolze Friesen.
„Edo Boling, dein Deich ist morsch und alt,
Und deichst du nicht heute und deichst du nicht bald,
Dann frißt uns die Nordsee die Wiesen!"

Die Ader auf Edos Stirne schwoll.
Am trotzigen Herzen fraß ihm der Groll.
„Wer ist, der solches geraten?
Und ob ihr schon zagt, wenn der Nordwind saust,
Und ob ihr zittert, wenn's brandet und braust,
Ich rühre nicht Schaufel noch Spaten!"

„Edo Boling, so stecke den Spaten ins Land,
Auf daß ihn zieht eines Mannes Hand,
Den Kampf mit dem Meere zu wagen.
Sein sei das Land nach Spatenrecht.
So will es der Brauch bei der Friesen Geschlecht
Seit uralter Väter Tagen!"

Er stieg hinab von des Deiches Rand,
Das schwere Eisen in seiner Hand.
„Wohlan denn, ihr sollt euch nicht grämen!"
Er stieß es hinein durch Gras und Ried.
„Wer ist's, der den blinkenden Spaten zieht?
Wer wagt's, mir das Meine zu nehmen?"

Dann schritt er heimwärts den schlängelnden Pfad.
Das Gras und die Halme sein Fuß zertrat
Und tausend prangende Blüten.
Hoch oben der Möwe Schrei verklang,
Fernher trug der Wind des Meeres Gesang,
Den Sang von grollendem Brüten.

Der Nachtwind kam, und der Nebel spann.
Da huschte und schlich es, da kroch es heran
Und nagte am grünen Rande.
Da sang es das Lied von dem alten Groll,
Es sauste und brauste und stieg und schwoll
Und stürmte hinein in die Lande.

Edo Boling, und hörst du des Meeres Gebraus?
Sein letzter Fluch erstarb in dem Graus.
Wer ist, der den Spaten gezogen?
Das Meer nahm die Lande nach Spatenrecht.
So will es der Brauch bei der Friesen Geschlecht. —
Weit, weit hin rollen die Wogen.

Emil Pleitner.

Am Gletscherbach.

Wir saßen in der Alphütte auf unsern Melkstühlen um das wärmende Herdfeuer. Der alte Großhirte begann zu unserer Freude wieder eine Geschichte aus seiner harten Jugend zu erzählen.

Eines Sommers war ich mit dem Vater in die Moosalp hinaufgezogen. Die Alp ist ein Talkessel. Am obern Ende des Tälchens rückt ziemlich weit der Gletscher herab. Der seifenschaumige Gletscherbach, der bald durch lustige, springende Seitenbächlein zum wilden Wasser wird, teilt die Alp in zwei recht ungleiche Hälften.

Am untern Ende des Talbeckens — eigentlich der ebene Staffel — wie man aus dem Walde tritt, fällt das Gebirge jäh gegen das Haupttal, das dort auch mehr ein Talübergang und schluchtartig ist. Der Fluß stürzt da über hundert Gründe in hundert Fällen, daß der ganze Bergkessel davon widerhallt. Dieses steile Senken der Bergwände, die plötzliche Öffnung des Raumes, gibt dem Auge Licht und Weite. Allein, zugleich hat man das Gefühl: hier hört die Welt auf, da gähnt der Abgrund...

Dem Flusse stehen in seinem ungestümen Laufe durch die Alptriften mächtige, oft haushohe, glattgeschliffene Gletschersteine im Wege. Bei der Alphütte führt eine geländerte Holzbrücke auf die rechte weidreiche Talseite. Hier trieb ich jeden Tag das Vieh hinüber und flußaufwärts fast zur Gletscherzunge. Wenn das Vieh oben war, ließ man es frei laufen. Und weidend zerstreute es sich nach allen Seiten. Dann kehrte ich den gleichen Weg zurück zur Sennhütte, um dem Vater beim Käsen behilflich zu sein. Das Vieh sammelte ich erst nachmittags zum Staffel. Eines Tages kam mir der Gedanke, über den Fluß zu springen und auf die linke Seite des Tales nach dem Staffel zurückzukehren.

Hier hat es keine Talsohle, und diese Bergseite bildet nichts anderes, als ein Wirrwarr von mächtigen Granitsteinen unten, und weiter oben eine Geröllhalde. Dann strebt die Bergkette senkrecht hinan. Unten liegen zwischen den Steinen Baumstrünke und -stöcke von Arven und Wettertannen, die Lawinen und der Steinschlag zu Fall gebracht haben. Wie ein geschlagenes Heer auf dem Schlachtfelde liegen die geknickten Stämme die kreuz und quer, unter- und übereinander.

Das ist der Tummelplatz der Murmeltiere, deren Pfeifen uns durch die ganze Alm begleitet. Hie und da grünt ein freier, geschützter Hang, wo einzelne Arven stehen, etwas Gras wächst für Gemsen und Murmeln, wo das Edelweiß blüht und auch — die giftige Otter schleicht.

Dieser Weg ist daher mehr als in einer Beziehung interessant, wie gefährlich. An das letztere jedoch dachte ich damals nicht. Es ist gerade, als ob Hindernisse und Gefahren meine wilde, ungestüme Jugend gereizt und herausgefordert hätten. Schon das Überspringen des Wassers war gewagt. Aus der Flut ragende Steine wurden zum Sprunge ins Auge gefaßt. Aber, wie leicht konnte man dabei daneben geraten oder auf den nassen, eisglatten Steinkugeln ausgleiten? Drüben sprang ich von einem Stein, von einem Spalt zum andern. Rutschte, kletterte, wie es nur am schnellsten ging. An einem Orte hatte ich oft von drüben her einige große Murmeltiere mit ihren Jungen beobachten können. Diese gedachte ich nun einmal näher zu betrachten. Ich verbarg mich also hinter einem mannshohen Steine wie ein Jäger auf der Lauer und erwartete sehnsüchtig, die Murmeln würden wieder aus ihren Bauen hervorkommen. Sie waren nämlich meiner schon sichtig geworden und waren pfeifend in die Löcher verschwunden. Weit hinter mir hörte ich die Kühe emsig ihre Schellen rühren. Der Fluß rauschte hier nicht so betäubend. Auf einem Felssattel über mir grasten friedlich einige Gemsen. Friede und Ruhe herrschte auf der Alm weit und breit. Wenn nur nicht der Fluß so großhansig geprahlt hätte. Die großen Erdmäuse ließen mich aber lange warten. Geduld.

Auf einmal sehe ich auf der andern Seite des Wassers einen Mann talaufrennen. — Will der Schafhirt etwa ein flüchtiges Schäfchen einholen? — Oder wer kann das noch sein? Ist es vielleicht ein Wilddieb, den der Wildhüter entdeckt und dem er jetzt auf den Fersen ist? Wenn es ein welscher Schmuggler wäre, der sich vor den Grenzwächtern flüchtet?

Solche Gedanken wirbelten mir durch den Kopf wie Schneeflocken im Wintersturm. Mein Interesse galt sofort dem Leidenden. „Dem Hirten muß ich helfen. Das verlorene und enteilte Lämmchen werde ich aufhalten und dem geplagten Schäfer in die Arme treiben, sobald es gewahr wird. Das Tierchen gehört in den Kreis der wolligen Herde. Der Hüter trägt die Verantwortung für sein Vieh. Aber weder Au noch Lamm läuft ihm voran.

Sollte es aber ein Wildfrevler sein? Soll ich ihn aufhalten, ihn verraten?

Ach, es liegt ihm das Jagen so tief im Blut! Es ist kaum Schlechtigkeit. Jetzt ist er das gehetzte Wild. Ob er dem verfolgenden Wildhüter zu entwischen vermag? — Und, könnte es am Ende ein Schmuggler sein? Die Konterbande ist Frevel, ich weiß es. Schleichhandel wird schwer bestraft. Den Tabak, den er bei sich verbirgt, braucht er nicht für sein eigenes Vergnügen, er kommt in geldschwere Hände und ist verwöhnten Gaumen bestimmt. Der Schmuggler hat vielleicht Hunger, und zu Hause schreien seine Kinder um Brot. Wenn der Vater nicht heimkäme? Ihm winkt sonst — auch möglich — kein anderer ehrlicherer Verdienst?

Noch sehe ich aber keine blitzende Schildkappe und keinen blinkenden Säbel hinter ihm auftauchen. Wird der arme Teufel der herzlosen, rächenden Gerechtigkeit entkommen? Den Mann, der da flußaufwärts rennt, den treibt, glaube ich, mehr noch als Geld- und Gefängnisstrafe

— das ist Verzweiflung. — Ich erkannte ihn jetzt. Alle vierzehn Nothelfer! Es war mein Vater. Ich fuhr in die Höhe. „Vater, Vater!“ schrie ich in meiner Angst, dem Anstürmenden entgegen.

Allein, er stürzte vorwärts. Das rauschende Wasser in der Nähe hatte meinen Schrei übertönt, und so konnte er mich auch nicht gewahren. Im nächsten Augenblick schon mußte er mir gegenüber erscheinen, konnte vorbeirasen. — Alle Gefahr vergessend, stürzte ich mich zum Flusse hinab. Dort mußte der Vater mich erblicken. Ich sprang, fiel, kletterte, überschlug mich. Jetzt stand ich am Wasser. Aber auch der Vater rannte bereits jenseits vorbei. Ich sehe ihn noch heute, die Haare zu Berg, Verzweiflung im Gesichte. Er achtete mich nicht. Er vernahm nicht meinen herzzerreißenden Ruf. Nicht hier suchte er seinen Sohn.

Da warf ich in meiner Seelenangst einen eigroßen Stein auf das andere Ufer. Gerade vor ihn hin rollte dieser. Im gleichen Augenblick gab ich einen Fingerpfiff. Plötzlich hielt nun der Vater im Laufe inne und gewahrte mich. Erschöpft fiel der arme Mann auf einen Stein und rang nach Atem.

In einigen Sprüngen stand ich an seiner Seite. „Mein Gott“, rief er, „ich wähnte dich ins Wasser gefallen, oder von einem Stein erschlagen, als ich dich zur gewöhnlichen Zeit nicht zurückkehren sah. Geh nie mehr diesen Weg!“

Mein Vater war streng, zuweilen hart gegen mich. Aber damals am Gletscherbach habe ich tief in seine Elternseele geblickt. Ich stand neben ihm in seiner langen und überaus schmerzlichen Krankheit; ich habe ihn sterben gesehen. Allein, ich bin überzeugt, jene Augenblicke am Gletscherbach sind ihm mehr als der Tod gewesen. Diesen Vorfall habe ich nie vergessen können.

Das Leben ist für wenige Menschen ein Spiel. Für viele ein Ringen. Für manche ein wundenschlagender, tödlicher Kampf. Der eine ist mit dem Panzer des Silbers und Goldes bewehrt. Der kraftstrotzende Hengst des Mutes trägt ihn in den Streit. Der andere weiß die tückischen Fallen der Hinterlist zu legen, die feinen Schlingen der List zu spannen, die Gruben des Betruges künstlich zu decken. Ein Dritter ist leicht bewaffnet. Der kann sich biegen und krümmen. Er schleicht heil durch die Ritzen und Netze der Gefahr, als schwebe ein geflügelter Genius über ihm und leere den Glücksbecher über seinen Pfad. Aber der großzahlmächtige Haufe der Lehensleute der Armut, der Besitzlosen ficht bloß mit seiner Arbeitsfaust, mit der primitiven Nagelkeule der Wahrheit und mit der spitzen Gabel des Witzes. Kein hauptschützender Helm, kein brustdeckender Harnisch, kein pfeilschnelles Roß steht ihm zu Gebote und schützt ihn vor ferntreffender Waffe und rettet ihn aus den feigen Maschen der ränkespinnenden List.

Mein Erdenweg war mehr krumm als gerade, mehr steil und holprig als eben und bequem. Aber zuweilen ragte ein Kreuzbalken an seinem Rande. Stumm und wehmütig blickt' ich zu ihm empor. In mir hob der Mut von neuem sein Haupt. Auch eine Verbotstafel stand hie und da. Ein Lust und Gewinn versprechender Nebenpfad lockte mich dahin. Da saß mein Vater warnend am Fuße der Tafel: „Geh nie diesen Weg!“ Sogar im Traume, im Strudel des Marktes sehe ich ihn plötzlich vor mir auf dem Steine nach Luft ringen, und sein besorgtes Vaterauge bittet: „Geh nicht diesen Weg!“

Wenn mein geistiges Auge den seligen Vater leidend sieht, dann ertappe ich mich allemal an irgend einem unredlichen Gedanken oder am Tore eines unreifen, verhängnisvollen Entschlusses.

Wenn ich auch mitunter in schwacher und unglücklicher Stunde vom rechten Pfade abgeirrt war, so ist es doch seine Stimme gewesen, die mich aufhielt und noch zur rechten Zeit nicht weiter ließ. „Kind“, vernahm meine Seele dann den selbst jenseits treuen und sorgenden Vater rufen, „Kind, geh' nie mehr diesen Weg!“

So schloß der Großhirte seine Geschichte.

Joh. Jak. Jehli.

Die erste Liebe.

Von Max Halbe.

Wenn ich ein Bild meiner Kusine Adele geben soll, so ist es wohl das Beste, es mit den Worten zu tun, die sich mir über sie aufdrängten, als ich vor neununddreißig Jahren mein Drama „Jugend“ schrieb. Es war damals seit jenem ersten Besuch in Griebenau (Rosenau) erst neun Jahre her, ich hatte sie inzwischen ein paar Mal gesehen, ihr Bild stand noch in starken Lebensfarben vor meiner Phantasie. Ich könnte es heute gewiß nicht ähnlicher, nicht treffender